

auf; sie lassen nur theilweise Ausnahmen zu und bewirken dadurch jene große, ja man darf sagen grenzenlose Mannigfaltigkeit, deren die Natur in ihren Productionen fähig ist. Das einfachste Mittel, Schonung der Individualität, so weit ihre Widerstandskraft es fordert, ist die Ursache derselben. Vom Widerstande gehalten, sichert sich der Einzelne nicht bloß seine eigene Existenz im Reiche der Wesen, sondern er übt auch durch ihn den Einfluß auf das Ganze aus, der uns als die Modification des Gesetzes entgegentritt. Nur wenn dazu ihm die erforderliche Kraft fehlt, geht er unter; sobald er sie besitzt, ist sein Dasein ein bleibendes, ein nothwendiges, das den Zufall überdauert. —

28.

Der Mensch, das jüngste Geschöpf der Erde.

Durch die früheren Betrachtungen allmählig bis zu demjenigen Zeitpunkte der organischen Entwicklung vorgeschritten, welcher das Entstehen der ersten Menschen in sich faßt, befinden wir uns jetzt an der Schwelle der Gegenwart, und wagen es, auch hier den Schleier zu lüften, der beide Schöpfungsperioden trennt, indem wir, mit wissenschaftlichen Erfahrungen ausgerüstet, die Erscheinungen und Traditionen zugleich prüfen und gegen einander halten. —

Gab es denn wirklich vor der heutigen Organisationsepoche keine Menschen auf der Erde? — Diese wichtige Frage müssen wir zuerst beantworten ¹⁾, und können sie sofort entschieden verneinen. Denn zwischen all den zahlreichen Thierknochen, welche die tertiären Schichten erfüllen, hat man niemals menschliche Gebeine angetroffen, niemals Spuren menschlicher Kunstprodukte; die doch sicher damals, wie jetzt, die rohsten Nationen hervorzubringen im Stande waren, wenn sie den heutigen Menschen

1) Manche Leser erwarten vielleicht eine Untersuchung über das Wie des Ursprunges der ersten Menschen, eine wahre Entstehungsgeschichte derselben; — allein die Wissenschaft vermag es nicht, eine solche Geschichte anders als in den allgemeinen, Seite 327 bereits angedeuteten Zügen zu schreiben; — sie kann keine beglaubigten Thatsachen über dieses Thema vorbringen, und da ich nur solche meinem Leser in der Vorrede verheißen hatte, so muß ich ihn mit jenen früheren Andeutungen für diesmal zufrieden zu stellen suchen.

gleichkamen. Es fehlt zwar nicht an Angaben fossiler Menschengebeine in älterer wie neuerer Zeit, und mehrmals haben wir im Verlauf unserer Betrachtungen solcher Findlinge gedenken können; allein immer wiesen wir zugleich den Irrthum nach, welcher zur Annahme fossiler menschlicher Knochen oder präadamitischer Kunstprodukte veranlaßt hatte. Dasselbe werden wir bei allen späteren Angaben über fossile Menschengebeine, deren einige bis in die allerjüngste Zeit hinauf reichen, vermögen; überall hat sich eine genauere sorgfältige Untersuchung bestimmt überzeugt, daß die Knochen entweder keinem Menschen angehörten, oder wenn es der Fall war, sie später an ihre Lagerstätte zwischen präadamitische Thiergebeine gelangten und entschieden aus einer jüngeren Epoche herkommen. So verhielt es sich namentlich mit den angeblich fossilen Menschenknochen, die bei *Röstritz* unter Ueberresten von fossilen Elephanten, Nashörnern u. gefunden wurden; sie lagen in Spalten eines Gypsbruches, welche mit Lehm ausgefüllt waren, und wurden ohne Zweifel, wie diese fossilen Thiergebeine, auf früheren ursprünglichen Lagerstätten losgespült, und an ihren späteren Fundort durch Strömungen nach heftigen Regengüssen versetzt. Unter ähnlichen Verhältnissen fand man Menschenknochen bei *Nizza* in den dortigen Knochenbreccien, und hielt sie anfangs für fossile. Von den fossilen Menschen auf *Guadaloupe*, deren Lagerstätte als ein Begräbnißplatz caraibischer Völkerschaften aus historischer Zeit erkannt wurde, war schon (S. 41) die Rede; den für einen Menschen gehaltenen Salamander *Scheuchzer's* haben wir noch kürzlich (S. 518) wieder besprochen. So bleiben uns nur einige sehr neue Angaben zu erörtern, wie z. B. der Fund bei *Lüttich*, wo man zwischen fossilen Knochen einen Menschenschädel entdeckte. *Buckland*, der ihn sorgfältig untersuchte, hält ihn jedoch für jünger als die fossilen Knochen, und für eine spätere zufällige Beimengung. Auch die Menschengebeine in den Knochenhöhlen der *Auvergne*, welche man zwischen Thonscherben und fossilen Thiergebeinen antrifft, zeigen auf einen historischen Ursprung hin, und lassen jene Höhlen als frühere Wohnsitze der ältesten Gallischen Völkerschaften erscheinen, die hier fossile Gebeine, wer weiß zu welchem Zwecke, ausgruben und mit den Gebeinen ihrer eigenen Vorfahren vermischten. Ganz ähnlichen Ursprungs scheinen die Menschenknochen zu sein, welche in den südamerikanischen Knochenhöhlen von *Lund* gefunden wurden; oder die zur Zeit ihrer Entdeckung so großes Aufsehen erregenden Knochen aus der Höhle bei *Crypfingen* an der schwäbischen Alp. Noch viel jünger sind zwei ganze Menschenskelette, die man am Ufer der *Vendée* bei *St. Michel en Therin* in einer Austerbank entdeckte und anfänglich für

präadamitische hielt. Genaue Untersuchungen aber erkannten darin zwei sorgfältig Begrabene, deren Bestattungszeit sicher nicht früher fällt, als der Ursprung der Austerbank, die sie nun zum Theil umschließt. Was es dagegen für ein Bewandniß habe mit den Menschenfährten, die man auf normalen Schichten in Nordamerika bei Athens-Georgia auffand, steht zur Zeit noch dahin; doch scheint die Annahme einiger Augenzeugen, daß es künstliche Fabrikate aus späterer Zeit seien, um so mehr Glauben zu verdienen, als die Spuren sperrig gestellte Zehen besitzen und um ein Achtel größer sein sollen, als die der jetzigen Indianer²⁾.

Nach solchen Zeugnissen hat der forschende Geognost wohl Ursache, die Existenz präadamitischer Menschen zu verneinen³⁾ und die Sage von der Sündfluth für eine dichterische Ausschmückung einzelner, noch in die historische Zeit fallender großer Ueberschwemmungen zu erklären, wenn er ihr überhaupt irgend eine faktische Bedeutung zuschreiben will.

Wir wenden uns, nach Beseitigung dieses Problems, zur Lösung einer schwierigeren Untersuchung, die gleichfalls in der jüdischen Schöpfungssage ihre Hauptstütze findet, allein nicht mit so leicht nachweisbaren Thatsachen widerlegt werden kann. Jene Sage berichtet uns, daß alle Menschen der Erde von Einem Paare abstammen, und daß Eva die Mutter aller Sterblichen, aus einer Rippe Adams, des Mannes, gebildet sei. Dieser letztere Zusatz ist gewiß nicht wörtlich zu nehmen, vielleicht nicht einmal im Sinne des Dichters selbst, und scheint überhaupt keine allgemeine Ansicht des Volkes gewesen zu sein, da er erst an einer späteren Stelle (Mosis I, 2. 21) vorkommt, nachdem schon früher (I, 1. 27) die gleichzeitige Erschaffung von Mann und Weib gelehrt worden ist. Schon deshalb brauchen wir ihn nicht weiter zu berücksichtigen. Was aber die Entstehung aller Menschen von Einem Paare überhaupt anbetrifft, so läßt sich diese Lehre, bei wissenschaftlicher Erörterung, nur durch die eine Thatsache unterstützen, daß alle Nationen der Erde zu einer und derselben Art (species) im naturhistorischen Sinne gehören, und ihre Unterschiede lediglich als Varietäten-

2) Man weiß jetzt, daß die herumziehenden Indianerstämme solche Fußspuren in Felsenwände und harte Straten einhieben, um dadurch ihren Nachfolgern ihre Anwesenheit und die Richtung ihres Abzuges zu bezeichnen; sie finden sich, sowohl paarig als schrittformig gestellt, an mehreren Orten des Innern Nordamerikas.

3) In jüngster Zeit hat man wieder vielfach von fossilen Menschengebernen geredet, ohne ihre Alter mit Sicherheit feststellen zu können; das gilt namentlich auch von den Menschenzähnen, welche man im Bohnerz der Schwäbischen Alp mit miocenen Knochen gefunden hat. Hallische Zeitschr. f. d. ges. Naturw. I. 2. 122.

charaktere angesehen werden können, obgleich dieselben grell genug sind. Solche Unterschiede ist man geneigt, auf Rechnung verschiedener klimatischer Verhältnisse zu schieben, denen dieselbe Art im Laufe der Zeiten ausgesetzt wurde, und will nun auch daraus die mannigfachen Abweichungen der Nationen von einander herleiten. Bis dahin hat diese Betrachtung ihre völlige Richtigkeit in sich, allein sie begeht einen Irrthum, indem sie das an Thieren Beobachtete auf den Menschen überträgt. Denn die Hausthier-
 rassen, welche einem besonderen Klima oder Boden eigenthümlich sind, arten bald wieder aus, wenn sie in andere Heimathsorte übergeführt werden; der schöne Bergstier der Alpen behält nur hier seinen eigenthümlichen Charakter; das groshornige Rind Ungarns verändert sich, wenn es die grasreichen Weiden seiner Heimath verläßt; die feinvolligen spanischen Schafe kehren nach und nach in die gröbere Stammart zurück, wenn sie nicht durch neue Ankömmlinge mit ihrer ursprünglichen Reinheit von Zeit zu Zeit wieder aufgefrischt werden. Indessen behält selbst die ausartende Rasse eine gewisse Eigenthümlichkeit auf dem neuen Boden, und nimmt keineswegs ganz den Charakter der hier ursprünglich wohnenden Stammrasse an. Anders aber verhält sich das Menschengeschlecht; denn es artet der nationale Typus nicht aus, wenn er aus der Stammheimath in eine andere Gegend übergeführt wird, sondern behauptet daselbst um so bestimmter seine Eigenschaften, je markirter sie an den Stammältern hervortreten; welches letztere Verhalten schon früher auch von den Thieren nachgewiesen wurde. Wenn also in der Zeit unserer historischen Wahrnehmungen noch nie ein Jude mit markirter Individualität den Typus eines ächten Deutschen angenommen hat, so lange er auch Deutschland bewohnte, vorausgesetzt, daß er reinen jüdischen Stammes blieb; wenn ferner niemals Europäer, die nach Afrika oder Amerika auswanderten, dort im Lauf von Jahrhunderten zu Negern oder Caraiiben wurden; warum sollten die Nachkommen Adams, die doch sicher einen gewissen eigenthümlichen Familientypus besitzen mußten, sich zu Negern, Papua's, Caraiiben, Malayen oder Mongolen umgeändert haben? Ein Grund dafür kann nicht nachgewiesen werden, und deshalb bestreiten wir die Richtigkeit der Annahme. Nimmt man dagegen mehrere Autochthonen an verschiedenen Stellen der Erde an, denen allen eine gleiche typische Idee zum Grunde lag, was der spezifischen Uebereinstimmung wegen gewiß der Fall war, so stoßen wir durchaus nicht auf irgend eine Schwierigkeit bei der Erklärung der wahrnehmbaren Unterschiede. Denn wir sahen bereits, daß ein großer Theil aller äußeren Differenzen auf Rechnung der Einwirkungen von außen her geschrieben werden müsse, denen die Geschöpfe

zur Zeit ihrer ersten Entstehung ausgesetzt waren, und werden uns nicht wundern können, daß der Mensch demselben Gesetz in seiner äußern Erscheinung unterliegt, wenn gleich sein Bau keine begriffsmäßige, d. h. typische Differenz mehr in sich verstattet, da mit einer solchen die Artidentität unverträglich ist. Es haben daher alle Menschen gleich viele Theile, gleich viele Zähne, Zehen, Knochen, Wirbel, stimmen auch in den relativen Verhältnissen derselben unter einander, wenigstens in den Hauptsachen, überein, unterscheiden sich aber eben so mannigfach in Farbe, Größe, Bau des Gesichtes, der Extremitäten und der Haare, wie es nur bei den verschiedensten Rassen der Hausthiere der Fall sein kann. Indem man diese beiden, freilich manche Ähnlichkeiten darbietenden, Erscheinungen mit einander verglich, und für die Hausthiere zu der Erkenntniß gelangte, daß allerdings ihre Varietäten späteren Ursprungs seien, so glaubte man dasselbe auch vom Menschengeschlecht annehmen zu dürfen, und jene Abweichungen der Völkerschaften für im Laufe der Zeiten entstandene Modificationen einer Urform halten zu müssen; welchen Schluß aber die thatsächliche Beharrlichkeit der nationalen Unterschiede nicht erlaubt. Wie gefeßlos übrigens die Varietäten der Hausthiere auch erscheinen mögen, dennoch unterliegen sie gewissen Bestimmungen, und können bei einiger Umsicht wohl aus den Ursachen hergeleitet werden. Am einleuchtendsten läßt sich dies von der Farbe zeigen, weshalb ich bei ihr allein verweilen will. Sie ist nämlich in ihrem mannigfaltigen Wechsel bei Hausthiereu nichts als eine Auflösung der Mischung mehrerer einfacher Grundtöne, aus denen die Farben fast aller im wilden Zustande lebender Geschöpfe bestehen. Bei den Säugethiereu, auf welche ich allein näher eingehe, ist in der Regel jedes einzelne Haar an seinen verschiedenen Stellen mit den verschiedenen Farben gezeichnet, erscheint daher absatzweise hell und dunkel; weiß und schwarz, wenn das Thier grau ist; braun und gelb, wenn es eine graue Olivenfarbe hat; endlich selbst schwarz, weiß und gelb oder noch mehrfarbiger. Diese Mischung ist namentlich die Grundfarbe der wilden Katzen, und kommt eben so noch bei allen zahmen von gelbgrauem Grunde mit schwarzbraunen Streifen vor; allein sehr viele Individuen sind theils ganz schwarz geworden, theils ganz weiß, theils ganz gelb; andere endlich gefleckt, bald zweifarbig, bald dreifarbig. Von letzterer Spielart, die überhaupt nicht sehr häufig ist, wird behauptet, daß sie bloß den Kätinnen zukomme, nie den Katern; gewiß mit Unrecht, wie auch mehrere Beispiele zeigen; allein ganz ohne Grund ist das Gerede nicht, denn überall artet das weibliche Geschlecht früher und leichter aus, als das männliche, und daher werden weibliche Katzen in der ausgeartetsten

Färbung häufiger vorkommen, als männliche. — Nie producirt nun ein Hausthier eine andere Farbe, als eine solche, die in der Mischung seines wilden Farbenkleides liegt, und je vorherrschender der eine oder der andere von den Mischungstheilen ist, desto schneller und bestimmter tritt er als Hauptfarbe der Varietäten hervor. Hat er einmal dann bei diesem oder jenem Individuum sich geltend gemacht, so behauptet er sich ferner; und so kommt es, daß gewisse Spielarten nur diese Färbung annehmen, bei anderen dagegen eine zweite Grundfarbe die herrschende wird. —

Nach solchen Thatfachen sind wir also berechtigt, die Möglichkeit, daß alle Menschen von einem einzigen Paare abstammen, zu bestreiten; wir sehen uns vielmehr durch die großen Verschiedenheiten der Nationen unter einander genöthigt, die ursprüngliche Entstehung mehrerer Menschenpaare zu behaupten. Wir können die Richtigkeit dieser Ansicht allein schon durch die bloße Betrachtung der Farbe bei den verschiedenen Nationen darthun. Sollten nämlich alle Nationen von Einem Paare abstammen, so müßten sämtliche Farbenmüancen aus Einem Grundton sich herleiten lassen, was meiner Meinung nach unmöglich ist. Wäre auch wirklich das Schwarz des Negers ein verbranntes Weiß vom Europäer, und läge das Gelbe des Mongolen in der Mitte, so würde doch die kupferrothe Farbe des Amerikaners nicht in diese Skala passen. Man würde mit Recht fragen können, warum sind die Neuholländer und Papuas schwarz geworden, während doch die der Linie näheren Bewohner der Gesellschafts- und Freundschaftsinseln gelbbraun blieben; man würde ferner beantworten müssen, warum in Amerika alle Nationen von der Baffinsbai bis zum Feuerlande eine im Grundton gleiche, rothbraune Farbe annahmen, während auf der östlichen Halbkugel bald weiße, bald gelbe, bald braune, bald schwarze Nationen oft ganz dicht neben einander wohnen⁴⁾. Man würde also immer auf neue Unbegreiflichkeiten stoßen, weil man von einem unbegreiflichen Grundsatz ausging. — Ueberhaupt stellt sich den wissenschaftlich geläuterten Blicken eines vorurtheilsfreien Forschers die ganze Lehre in einem so ungünstigen Lichte dar, daß er getrost annehmen kann, kein ruhiger Beobachter würde

4) Diese allbekannte Thatfache ist um so wichtiger, als sie in ähnlicher Weise auch im Thierreiche wiederkehrt, mithin beweist, daß der menschliche Organismus bei seiner Entstehung denselben Gesetzen, wie der thierische, unterlag. Amerikanische Thierformen verbreiten sich eben so allgemein durch den ganzen Welttheil, wie die amerikanische Menschenrasse; während auf der östlichen Halbkugel die Thierwelt mannigfaltiger und eigenthümlicher abweichend erscheint. Auf gleiche Weise geht hier der Mensch in eine größere Anzahl von Stammrassen mit zahlreichen nationalen Modificationen aus einander.

jemals auf den Gedanken gekommen sein, alle Menschen von einem Paare abzuleiten, wenn nicht die mosaische Schöpfungsgeschichte es gelehrt hätte⁵⁾. Ihr zur Liebe und um die Autorität der heiligen Schrift auch auf solchen Gebieten ferner zu bewähren, für welche sie ihrem ganzen Wesen nach nicht als normirend angesehen werden kann; auf die sie auch keinen bestimmenden Einfluß mehr ausübt, seit der Mensch seinen eigenen, eben so mühsam erworbenen, wie wohl geprüften, wissenschaftlichen Erfahrungen gefolgt ist; — hat eine Anzahl größtentheils nicht sattfam mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft bekannter Forscher sich veranlaßt gesehen, den alttestamentlichen Mythos zu vertheidigen, und eine darauf gebaute wissenschaftliche Ansicht vertreten, die sich bei näherem Eingehen auf dieselbe durchaus nicht halten läßt. Glauben kann man jene Angabe wohl, aber freilich nicht begreifen oder wissenschaftlich begründen; so sehr auch ihre Vertheidiger, deren Anzahl eben jetzt um so stärker zunimmt, je entschiedener die Wissenschaft das Dogma fallen gelassen hat, mit Versuchen aller Art sich abmühen. Denn welche Wunder, welche seltenen Fügungen des Schicksals gehörten dazu, innerhalb eines Zeitraumes von 4000 Jahren 1000,000,000 Menschen von einem einzigen Punkte aus, der noch dazu nur ein einzelnes Paar trug⁶⁾, bevölkern zu lassen; welche Mittel hatten diese Wanderer zur Ueberfahrt nach fernen Inseln, zur Verknüpfung so entfernter Punkte, wie das eine große Festland Amerikas sie fordert? Warum blieben sie nicht hier in den üppigen, gesegneten Fluren der Tropenzone bei einander? warum zogen sie es vor, sich in die eisigen Regionen der Polarländer zu begeben? — Wo, wenn wir auf die Stimme des Fleisches, wie sie der Leib uns zuruft, nicht hören wollen, wo war der Grund zu einer so vielfach verschiedenen, in den Grundelementen zum Theil heterogenen Sprachentwicklung gegeben? worin lag die Ursache, daß eine Nation, die doch früher mit ihren Stammältern dieselbe Sprache redete, später eine ganz andere annahm? — Zeigt

5) Ausführlicher habe ich die Glaubwürdigkeit des Mythos in einer Anzeige von Schriften verwandten Inhalts untersucht, welche in der Allgem. Lit.-Zeit. Jahrg. 1841. I. S. 1171 u. 1180 enthalten ist. — Sehr beachtenswerth ist übrigens auch, was W. von Humboldt über den Urzustand des Menschengeschlechts gesagt hat; vergl. A. von Humboldt's Kosmos I. S. 381. — Selbst Morton, der die Glaubwürdigkeit der Bibel nicht antasten will, gelangt doch zu dem Resultate, „daß die Rassen gleichzeitig mit der ursprünglichen Zerstreung unserer Species existirten.“ Forriep's neue Notizen. Bd. 34. S. 181.

6) Die drei Söhne Noah's, von denen nach der Sündfluth die Erneuerung des Menschengeschlechtes ausgegangen sein soll, müssen aus dem Spiele bleiben; indem eine Sündfluth im Sinne der Bibel geologisch nicht nachweisbar ist.

uns nicht die Geschichte eine innige tiefe Sprachverwandtschaft zwischen Nationen, die nun fern von einander wohnend ursprünglich in naher Beziehung standen; während andere, die noch jetzt nahe neben einander leben, eine völlig verschiedene Zunge reden? — Diese geistige Differenz ist aber entschieden von eben so großer Bedeutung, wie die fleischliche, ja sie ist in der Regel noch greller, wie bald eine Vergleichung zwischen Chinesen und Hindus darthut. Sie wird übrigens selbst ein naturgeschichtliches Element, wenn sie zeigt, daß die überall gleichfarbigen Amerikaner auch alle einem einzigen Sprachstamme angehören, und die große Differenz der Gestattung, welche zwischen den verschiedenen Amerikanischen Nationen bei Entdeckung ihrer Heimath gefunden wurde, keineswegs, wie auf der östlichen Halbkugel, mit nationalen Differenzen, die durch Habitus und Sprachverschiedenheit unterstützt werden, innig verbunden ist. Denn nie hat sich die höhere geistige Entwicklung in anderen als Indogermanischen Stämmen auf der östlichen Erdhälfte dauernd bewegen können, und wie diese Nationen hier seit den ältesten Zeiten die Träger der Kultur gewesen sind, so scheinen sie es auch ferner bleiben zu sollen, seit sie das einzige höher entwickelte Lebenselement der Semitischen Völker, die tiefere Religiosität, in sich aufgenommen haben. An dem Mangel dieser Seite ging Griechenland, ging Rom zu Grunde, und Germaniens Söhne waren auserkoren, den seltenen Verein von griechischer Genialität mit jüdischer Religiosität als den Kern der neueren Zeit und deren Samen zu allen nachfolgenden, lebendigen Völkern über den Erdball zu verbreiten. Das Licht, welches dieser neue Stern ausstrahlt, wird ein verheerendes Feuer für alle Nationen werden, die gleich Pilzen im feuchten Schatten der Wälder gedeihen wollen; es wird sie versengen und demnächst ganz vernichten.

Kommen wir nun zur nähern Betrachtung der körperlichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts, und untersuchen zunächst die Größe seines ganzen Leibes in ihren mannigfachen Unterschieden, so finden wir durchaus keine so auffallenden Verschiedenheiten, wie alte Fabeln sie berichten, oder der Vergleich mit Hautthierrassen sie wahrscheinlich macht. Allerdings sind die nordischen Nationen im Ganzen kleiner, als die der gemäßigten und warmen Zone, allein wahre Zwernationen, wie Liliputaner, giebt es nicht. Fünf Fuß, eine Höhe, die von vielen Individuen Europäischer Nationen nicht überschritten wird, ist das Minimum, worunter nicht leicht eine ganze Nation zu fallen pflegt, während auf der andern Seite sechs Fuß Höhe das Maximum zu sein scheint, worüber schwerlich ganze Nationen hinausgehen, obgleich es überall einzelne größere Individuen giebt.

Zwischen beiden Grenzen schwankt also die normale Größe des menschlichen Körpers, sie scheint beim Weibe auf 5' 3" bestimmt zu sein, beim Manne 5' 6" zu betragen. Indes erreichen die meisten Frauen gebildeter Nationen diese Höhe nicht mehr, und selbst viele Männer bleiben hinter ihrem Normalmaasse zurück⁷⁾.

Am nächsten steht die Hagerkeit mit der Größe in Verbindung und scheint von ihr theilweis abhängig zu sein. Denn Nationen kleiner Statur sind im Ganzen solider, fettreicher gebaut, als die großen, und bei letzteren pflegt, wenn sie keinen wirklich hageren Typus haben, die Muskulatur die Fettmasse zu überwiegen. Indes wirkt auf keinen Theil des Körpers mehr, als auf das Fett, die Lebensweise oder das Klima, was selbst bei wilden Nationen nicht außer Acht gelassen werden darf. Kalte Zonen scheinen im Ganzen bei reichlicher Nahrung das Fettwerden zu begünstigen; warme und gar heiße die Fettentwicklung zu hemmen. Offenbar trägt die in solchen Klimaten vermehrte Ausdünstung, die geringere leichtere Kost und die leichtere Bekleidung viel zur Austrocknung des Körpers bei, und bewirkt nicht bloß einen schlankeren, sondern auch einen zierlicheren Körperbau, der namentlich bei den Südseeinsulanern augenfällig ist; während die robuster gebauten Neger doch fast unter demselben Himmelsstrich wohnen, aber freilich eine ganz andere Lebensweise führen. In der kalten Zone ist aber das Fett sehr nützlich, weil es ein schlechter Wärmeleiter ist, und gegen die Einwirkung der Kälte von außen schützt. Aus demselben Grunde schmieren sich alle nordischen Völker mit Fett ein und baden sich nie, während tropische Nationen das Baden als ein wichtiges Bedürfnis ansehen, weil es die Haut rein hält und allen Exudationen einen ungestörten Fortgang sichert. Ganz allein läßt sich freilich der Unterschied auf solche klimatische Differenzen nicht schieben, und eine primäre nationale Anlage spielt immer dabei eine Rolle mit. Der robuste Körperbau des Negers ist nationaler Charakter, keineswegs bloße Folge von der Lebensweise und den äußeren Umgebungen.

Die auffallendsten Unterschiede der Nationen liegen übrigens weder in der Größe, noch in der Statur, sondern ganz entschieden in der Farbe. Sie hat ihren Sitz theils in den unteren dichter zusammengedrängten Zellkernen des Epitheliums, theils in einer Lage vieleckiger Zellen, die mit dem

7) Eine interessante Vergleichung der Maße des Körpers verschiedener Nationen von G. Schulz siehe in *Froriep's neuen Notizen* Bd. 35. S. 164, und eine ähnliche Arbeit von Blüt, über die französische Nation, ebendaf. Bd. 30. S. 31.

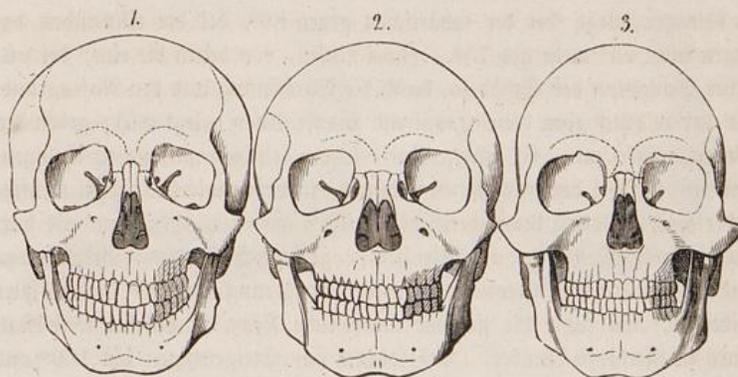
körnigen Farbestoff erfüllt sind. Von der Zahl dieser beiden Farbenmittel, der Menge, in welcher sie neben einander liegen, hängt die Intensität im Farbenton ab; er selbst aber ist durch die primäre Verschiedenheit des Pigments bedingt, und kann zwar individuell verstärkt oder geschwächt erscheinen, aber nicht leicht einen anderen als den nationalen Farbenton annehmen. Bei den weißen Nationen fehlen die Farbenzellen oder Chromatophoren zwar nicht ganz, sie enthalten aber nur stellenweis, wie etwa an den Wangen und einigen andern Körpertheilen, ein wirklich gefärbtes Pigment. Ein solches tritt zuerst bei den gelben Nationen auf, wird dunkler bei den braunen, spielt mehr ins Rothe bei den Amerikanern, und wird endlich mehr oder weniger schwarz bei den Afrikanern und Papuas. Es ist durchaus unabhängig von der Zone, denn die Neger werden schwarz, sie mögen leben wo sie wollen; allein seine Intensität richtet sich, wie die Intensität jeder organischen Farbe, nach der Einwirkung des Sonnenlichts, und nimmt zu, sobald dasselbe sich steigert, sobald seine Strahlen senkrechter auffallen.

Man kann daher allerdings von einem gewissen Verbleichen afrikanischer Individuen in der gemäßigten Zone reden, wenn sie sich mehrere Generationen hindurch unter dem Einfluß schieferer Sonnenstrahlen befunden haben; aber weiß wie die Europäer werden sie nie, sondern sie behalten ihren nationalen Farbenton in einer Intensität, wie ihn das schwächere Licht hervorbringen kann, ungeändert bei. Auf der andern Seite bräunen sich weiße Nationen unter tropischem Sonnenlicht, aber sie werden hier in Afrika weder schwarz, noch in Amerika roth, sondern ihre dunklere Farbe ist ein eigenthümlicher, leicht unterscheidbarer Ton, eine einfache Steigerung der nationalen, unentwickelt gebliebenen Grundfarbe. Eben daher rührt es auch, warum in einer und derselben Nation die Vornehmen und Reichen hellfarbiger erscheinen, als die ärmere Klasse; denn jene setzen sich dem Sonnenlicht weniger aus und schützen sich vor seinen Strahlen durch künstliche Mittel, allein der Arme ist ihm ohne Schutz überall bloßgestellt und seiner ganzen Einwirkung ausgesetzt. Bei Nationen, wo es solche Standesunterschiede noch nicht giebt, fällt auch die Folge derselben in der äußeren Erscheinung weg, und alle Individuen der Papuas sind gleich dunkel, wie alle Individuen der Botokuden gleichfarbig rothbraun; allein bei den Merikanern und Peruanern hat man früher, wie noch jetzt, Farbenmüancen in gleicher Weise erkannt, wie sie in Europa unter uns jeder aufmerksame Beobachter täglich wahrnehmen kann. Sie sind Folge der Lebensweise, wie so viele Unterschiede, welche mit der höheren geistigen Entwicklung, die nie eine allseitig gleiche werden kann, sofort sich einstellen.

In sehr nahen Beziehungen steht zu der Farbe der Haut die Farbe und Beschaffenheit des Haares. Daß der Mensch, so gut wie die Säugethiere, sein allgemeines, nur an der Handfläche, den Fußsohlen und einigen Stellen des Gesichts fehlendes Haarleid habe, lehrt die genauere Beobachtung jeder anderen Stelle seiner Oberfläche. Allein an den meisten Punkten bleiben die Haare klein und unentwickelt, wenn sie auch gerade nicht sperriger stehen, als am Scheitel, am Gesichtsumfang des Mannes und den anderen Gegenden, die ein längeres, kräftiger entwickeltes Haar von einfacher Beschaffenheit tragen. Die Farbe und der Bau dieser Haare ist keineswegs zufällig, sondern unterliegt entschieden nationalen Gesetzen, die nur ähnlich, vielleicht noch leichter als die Bestimmungen für die Hautfarbe, durch veränderte Lebensweise und nationale Vermischungen umgestoßen werden können. Zwei Hauptunterschiede zeigt das Haar im Bau, die krause wollige weiche Beschaffenheit beim Neger, den langen schlichten oder großlockigen Habitus bei Europäern, Malayen und Amerikanern. Woher diese Verschiedenheit rühre, ist noch nicht genügend ermittelt; ohne Zweifel hat sie ihren Grund im Bau der einzelnen Haare selbst, und scheint beim Neger von einer absatzweisen Compression des Haarfadens abzuhängen. Die Haare der ersten Form sind ursprünglich immer schwarz, die Haare der zweiten Klasse wechseln dagegen in mehreren Farben, vom tiefsten Schwarz bis zum hellsten Gelb oder Blond. Im unvermischten Zustande hat jede Nation durchaus einen gleichen Bau und ihre eigene Farbe, allein sehr bald ändern sich beide, nicht bloß in Folge der Vermischung, sondern auch in Folge veränderter Lebensweisen. Ueberhaupt ist das Haar, und nicht bloß beim Menschen, sondern auch bei den Säugethieren, leichter als irgend ein Körperteil zu Variationen geneigt, verliert daher immer zuerst seinen nationalen Charakter, und schwankt am meisten von allen Körperteilen des Menschen auf zahlreichen, neu entstandenen Zwischenstufen und Modificationen. Darum kann nur bei ganz unvermischten, im Urzustande gebliebenen Nationen seine Beschaffenheit noch als nationaler Charakter angesprochen werden; womit freilich nicht gesagt sein soll, daß es nicht einzelne Individuen auch unter civilisirten Nationen geben könne, die ungetrübt ihren nationalen Grundcharakter behauptet haben.

Die vier behandelten Punkte bieten offenbar die sichtbarsten, wenn auch nicht die wichtigsten äußeren Unterschiede des Menschengeschlechts dar, und geben uns ein Mittel an die Hand, die Nationen naturgeschichtlich einzutheilen. Bevor wir aber an diese schwierige Arbeit gehen, müssen wir noch einige, wie es scheint, wichtigere Unterschiede des Skelets hervorheben,

und zunächst bei der Betrachtung des Schädels verweilen. Die Mannigfaltigkeit seiner Ausführung, bei gleicher Anlage, ist sehr groß, läßt sich aber doch auf drei Hauptdifferenzen zurückführen, welche wir als die Grundformen der menschlichen Schädel näher charakterisiren wollen. Die erste



Ovaler, sphärischer und elliptischer Schädeltypus 8).

Form ist die elliptische, mit collateraler Compression von links nach rechts. Schädel dieser Gattung haben ein schmales Gesicht, dessen größter Durchmesser zwischen den Backenknochen liegt, eine schmale niedrige geneigte Stirn, ein hervortretendes Gebiß, zurückgezogenes Kinn, einen engen, fast scharfkantigen Scheitel und ein weit hinterwärts vorragendes Hinterhaupt. Die zweite Schädelform ist die sphärische oder kubische, sie zeichnet sich durch einen in der Hauptsache kreisförmigen Gesichtsumriß, eine niedrige, aber breite Stirn, starke Backenknochen, ein breites senkrechttes Gebiß und ein eben so breites senkrechttes Kinn aus; sie hat einen flach gewölbten Scheitel, ein stumpfes Hinterhaupt, und den größten Schädeldurchmesser in der Höhe der Backenknochen oder des Ohres. Die dritte oder ovale

8) Fig. 1 zeigt als Prototyp der ovalen Kopfbildung den Schädel eines Mannes von 28 Jahren aus hiesiger Gegend, dessen Verhältnisse folgende sind. Ganze Höhe des wachstehenden Schädels vom Kinn bis zum Scheitel 7'' 6'''; Breite des Schädels an der breitesten Stelle über den Augenhöhlen 6'' 2'''; Breite der Jochbögen 5'' 3'''; Breite des Unterkiefers am Hinterwinkel 3'' 10'''. Der daneben (Fig. 2) gezeichnete Schädel eines Kalmücken hat nur 6'' 10'' Höhe, bei 5'' 9'' Breite in der Höhe der Augen. Die Breite des Jochbogens beträgt 5'' 7''', die des Unterkiefers 4'' 3'''. Endlich Fig. 3, der Schädel eines Kaffern, ist 6'' 8'' hoch, nur 4'' 10'' breit, hat Jochbögen von 5'' 6'' Distanz und 3'' 9''/2'' Breite zwischen den hinteren Ecken des Unterkiefers.

Schädelform ist vor allen durch die größte Breite des Schädels in der Höhe der Stirn, einen kugeligen Scheitel, einen oberwärts mehr gewölbten Hinterkopf, eine hohe senkrechte Stirn, schmale Backenknochen, ein kleineres senkrechttes Gebiß und ein schmales Kinn ausgezeichnet. Hierzu kommen die Unterschiede des Gesichtswinkels, welcher bei der ovalen Form 83—85° zu betragen pflegt, bei der sphärischen gegen 80°, bei der elliptischen dagegen nicht viel mehr als 75°. Zwei Linien, von denen die eine, bei seitlicher Projection des Schädels, durch die Ohröffnung und den Nasengrund, die andere durch eben diesen tangirend an die Stirn gelegt wird, geben den Gesichtswinkel an. Er ist ein Prüfstein der geistigen nationalen Anlagen, und erscheint bei den griechischen Statuen, in denen wir das Ideal menschlicher Körperbildung bewundern, bis auf 90° gesteigert, gleichsam als hätten die alten Meister dadurch die höchste geistige Vollendung ihrer Helden und Götter bethätigen wollen; denn jede Steigerung über 90° hinaus wird widerlich, und führt die gesunde menschliche Form in die franke Gestalt eines Wasserkopfs hinüber. Bei solchen sind Steigerungen bis 100° und darüber nicht selten, während umgekehrt manche Blödsinnige, zumal Cretins, das Minimum des menschlichen Gesichtswinkels von 75° nicht erreichen. Bei 70° fängt der Affentypus an, und fällt von da durch alle möglichen Grade bis zu dem Minimum der Größe herab, welches der Walfischkopf uns darbietet. —

Statt der eben besprochenen älteren Ansicht, deren Hauptgewicht auf die Formen des Gesichtes und die Neigung der Stirn fällt, hat sich neuerdings eine größere Beachtung der eigentlichen Schädelhöhle geltend gemacht; namentlich durch *Meis*, welcher zuerst die Schädel der nordischen Nationen einer sehr sorgfältigen Prüfung unterwarf⁹⁾. Der genaue Beobachter zeigte, daß es besonders die Entwicklung eines der drei Hauptlappen des großen Gehirnes ist, welche die Mannigfaltigkeit im äußern Ansehen des Schädels bedingt. Die Verlängerung des Schädels nach hinten und seine schmale Form, wodurch die Negernationen sich verrathen, hängt nämlich ab, theils von der geringen Größe des ganzen großen Gehirnes, theils aber auch von der auffallenden Kleinheit seiner Mittellappen. Eben diese müssen bei kubischen Schädeln sehr groß gewesen sein; die hintersten Lappen dagegen, welche gerade bei den Negern von allen dreien die stärkste Ausdehnung besitzen, auffallend klein. Bei den ovalen Schädeln überwiegen

9) Man vergl. seine Abhandlung in *J. Müller's Archiv für Anat. u. Physiol.* Jahrg. 1843. S. 83 ff., und in den *Annal. d. sc. natur.* 3. Ser. VI. 133.

die vorderen Lappen des großen Gehirnes, wölben dadurch die Stirn stärker, und bringen eine allseitige Entwicklung des Gehirnes mit sich, welche auch die hinteren Lappen weiter nach hinten vortreibt, als in den kubischen Schädeln. Von der Größe dieser hintersten Lappen geht *Regius* aus, wenn

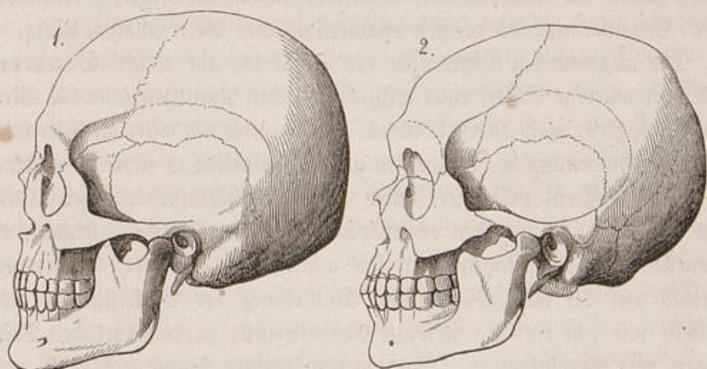


Fig. 1. Schiller's Schädel, als Typus der dolichocephalae orthognathae. Fig. 2. Kaffers Schädel, derselbe, welcher umstehend von vorn gesehen wird, als Typus der dolichocephalae prognathae. Man bemerkt, daß derselbe nicht bloß etwas kürzer ist, als der Schiller's, sondern auch beträchtlich niedriger, eine viel geneigtere Stirn, stärkere Backenknochen und besonders ein viel weiter vorragendes Gebiß besitzt. Die Spannung vom Ohr bis zur Scheitelhöhle beträgt bei Schiller 3'' 4'', bei jenem Kaffer 4'' 9'', welche Differenz vorzugsweise von der Entwicklung des großen Gehirnes abhängt, insofern der mittlere Hauptlappen desselben beim Kaffer, wie der Eindruck oben am Hinterhaupt zeigt, minder ausgebildet ist, als am Haupte Schiller's, woselbst ein solcher Eindruck, wegen der allseitigen Fülle des Seelenorganes, nicht bemerkt wird.

er die Nationen in Langschädel (*gentes dolichocephalae*) und Rundschädel (*brachycephalae*) eintheilt, ihre Unterschiede aber darnach bestimmt, ob die hinteren Lappen des großen Gehirnes weit über das kleine Gehirn rückwärts vortreten, oder dasselbe kaum, selbst gar nicht vollständig bedecken. Unter jene Form bringt er die elliptischen und ovalen, unter diese die kubischen Schädel. In den beiden ersten Typen unterscheidet er weiter nach der Stellung des Gebisses, womit die Neigung der Stirn in Harmonie steht, senkrechtzahnige (*orthognathae*) und geneigtzahnige (*prognathae*) Nationen; und findet denselben Unterschied auch bei den Rundschädeln wieder. Dadurch erhält er vier Hauptschädeltypen. Zu den Langschädeln mit senkrechter Zahnstellung gehören die celtischen, germanischen, romanischen und Hindu-Völker; als Rundschädel mit demselben

Gebiß ergeben sich die Slaven, Tschuden, Lappen, Afganen, Perser, Türken, Süd-Deeanier und Papuas. Runds Schädel mit geneigtem Gebiß sind die Tataren, Kalmücken, Mongolen, Malayen und mehrere westamerikanische Völkerstämme; für die Langschädel mit vorgeschobener Zahnstellung bleiben endlich die Neuholländer, Chinesen, Japanesen, Neger, Gröntländer, Nord-Deeanier und die meisten ostamerikanischen Völkerschaften übrig. —

Die angedeuteten Differenzen des Schädels, auf welche Blumenbach, der würdige Stifter einer wissenschaftlichen Naturgeschichte des Menschengeschlechtes, wohl zuerst hinwies, scheinen noch am ersten zu einer übersichtlichen Anordnung der nationalen Verschiedenheiten zu führen; — da in ihnen nicht bloß ein zufälliger, durch äußere Verhältnisse bedingter Unterschied angedeutet ist, sondern offenbar eine bestimmte Absicht, gleichsam ein rationelles Differenzierungsprincip sich ausspricht; allein die Anwendung derselben auf die naturgeschichtliche Eintheilung der Völkerstämme führt dennoch, wie jede einseitig verfolgte Charakteristik, zu unnatürlichen Trennungen oder Verbindungen. Aus diesem Grunde konnte weder die neue von Rezius vorgeschlagene Gruppierung nach Rund- und Langschädeln, noch die in der ersten Auflage benutzte Form dreier Schädelhaupttypen, bei reiflicher Prüfung aller daraus abgeleiteten Gruppen, als Eintheilungsmoment fest gehalten werden; es mußte vielmehr die geographisch-physische Anordnung des Menschengeschlechtes, als die allein natürliche und am meisten begründete, auch hier in Anwendung kommen. —

Schon Blumenbach hatte diesen Weg eingeschlagen und die Nationen in fünf Rassen getheilt, welche er die kaukasische, mongolische, amerikanische, äthiopische und malayische nannte. Obgleich die von ihm angenommenen Unterschiede nicht immer Stich halten, und namentlich die Grenzen der kaukasischen, mongolischen und malayischen Völkerschaften sehr sanft in einander übergehen; während umgekehrt die Nationen der amerikanischen und äthiopischen Rasse in einzelnen Merkmalen oft greller von einander abweichen; so ist doch bis heute keine bessere oder vielmehr anwendbarere Eintheilung gegeben worden, und alle Versuche einer solchen sind eigentlich nichts weiter als theilweise Modificationen der Blumenbach'schen Gruppierung geblieben. Wir können sie daher mit größtem Rechte für die beste erklären und ihre Natürlichkeit auch dadurch unterstützen, daß sie in ihrer richtigen Ausführung ziemlich genau den geographischen Gebieten entspricht, welche wir im 23. Kapitel als diejenigen Theile unserer Erdoberfläche kennen gelernt haben, deren Erzeugnisse und Produkte die größten wie durchgreifendsten Unterschiede uns darbieten. Wir werden

deshalb die Rassen des Menschengeschlechtes in ähnlicher Reihenfolge betrachten, und die eine Gruppierung durch die andere noch ferner zu begründen suchen¹⁰⁾.

1. Die amerikanischen Völkerschaften harmoniren weit mehr mit einander, als die Völker anderer gleichmäßig unter allen Zonen sich ausbreitender Erdtheile, und bestätigen durch diese Harmonie die Gleichförmigkeit der Organisation, welche wir früher als den Hauptcharakter der neuen Welt, zum Unterschiede von der alten, aufgestellt haben (S. 423). „Es ist fast sprichwörtlich geworden,“ bemerkt einer der besten Kenner des amerikanischen Menschengeschlechtes¹¹⁾, „daß, wer einen Indianerstamm gesehen hat, sie alle gesehen habe; so sehr gleichen sich die Individuen dieser Rasse, trotz der weiten geographischen Verbreitung und dem extrem-verschiedenen Klima ihres Wohngebietes.“ Dasselbe urtheilt der Prinz Maximilian zu Wied, welcher beide Hälften Amerikas gleich sorgfältig bereist hat. „Zhr erster Anblick,“ sagt er von den Nordamerikanern¹²⁾, „überzeugte mich sogleich von ihrer großen Verwandtschaft mit den Brasilianern, so daß ich sie unbedingt für dieselbe Menschenrasse halten muß.“ Sie alle bieten dem Beobachter, nach Morton, das lange schwarze schlaff hängende Haar, die zimmtbraune Haut, die düstere Stirn, das matte schläfrige Auge, die vollen zusammengepreßten Lippen, und die hervortretende, aber ausgetretete Nase dar; zu welchen Merkmalen wir noch die stark vorspringenden, aber abgerundeten Backenknochen, die mangelhafte Bartbildung der Männer, die nach oben ziemlich breite, aber hagere, nicht gerade sehr kräftige Statur und die verhältnismäßig kleinen Hände wie Füße hinzufügen können. In ihrem Schädelbau herrscht große Verschiedenheit, obgleich dieselbe wohl weniger angeboren als durch künstliche Behandlung entstanden sein mag. Denn es ist ein eigenthümlicher Zug des Geschmacks bei diesen Nationen, an einer offenbaren Entstellung der Natur Gefallen zu finden, und ihrem Kopfe, oder wenigstens ihrer Phsyonomie, eine Form zu geben, die auf gebildete Leute nur einen widerlichen Eindruck macht. Ursprünglich viel-

10) Das Hauptwerk über die Naturgeschichte des Menschen ist gegenwärtig: J. G. Prichard, Naturgesch. des Menschengeschlechtes. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von N. Wagner. Leipzig 1840—1848. 8., 4 Bände in 5 Abtheilungen. Es ist durch vollständige Compilation historischer und linguistischer Angaben besonders werthvoll, aber weniger zuverlässig im allgemeinen, physiologisch-physischen Theile.

11) S. G. Morton. Vergl. Forriep's n. Notizen Bd. 34. S. 129. 1843.

12) Reise in das innere Nordamerika. I. S. 233.

leicht überall dem sphärisch-quadratischen Typus am nächsten stehend, hat die Schädelform der Amerikaner doch nirgends den rein mongolischen Ausdrück, sondern neigt zu eigenthümlichen, durch die gesenkte Stirn, die weiten Augenhöhlen, die massiven Kiefer und die Abplattung des Hinterkopfes ausgezeichneten, zum Theil mehr ovalen, selbst elliptischen Formen. Allein diese natürlichen Differenzen werden weit übertroffen von den künstlichen Deformitäten, die wir bei den verschiedensten Nationen im Norden wie im Süden Amerikas antreffen. Dort haben die plattköpfigen Stämme am Kolumbia-Fluß, oder die kegelförsigen Nathez am unteren Mississippi; hier die seitlich zusammengedrückten, nach oben und hinten aufgebundenen Schädel bei den Peruanern der Hochebenen aus dem Huanka-Stamme, oder die nach entgegengesetzter Richtung verdrückten, am Hinterkopf senkrecht abfallenden Küstenbewohner der Chinchas die Aufmerksamkeit der Reisenden in gleichem Grade erwecken müssen. Alle diese sonderbaren Formen wurden künstlich durch Pressung oder Einschnürung des Kopfes bald nach der Geburt hervorgebracht, und von den Angehörigen des Kindes mit um so größerer Sorgfalt gepflegt, je vornehmer und reicher die Familie des Neugeborenen war. D'Orbigny, der das Menschengeschlecht Südamerikas eben so sorgfältig, wie die Thierwelt, studirt hat, versichert, in den von ihm geöffneten besseren Gräbern alter Peruaner auch immer die ausgeprägtesten Typen der besonderen Schädelform gefunden zu haben; ja selbst bei den kleinsten Kindern wollen andere Beobachter schon Unterschiede des Schädelbaues, welche mit jenen künstlichen Entstellungen in Harmonie stehen, entdecken können¹³⁾. Ist diese Annahme richtig, so darf man vermuthen, daß eine künstliche Bildung allmählig zur natürlichen geworden sei, und der erste Keim sich den Einwirkungen gefügt habe, denen die früheren Generationen beharrlich im spätern kindlichen Alter ausgesetzt worden waren. Aber nicht

13) D'Orbigny's Beobachtung bezieht sich auf die schmalköpfigen, flach gewölbten, stark nach hinten verlängerten Schädel der Aymara's, eines Volksstammes, welcher sich von Bolivien bis nach Peru erstreckt. Daß das regelmäßige Oval dieser Köpfe eine natürliche Form, und nicht durch Kunst hervorgebracht ist, erleidet bei näherer Untersuchung der Schädel keinen Zweifel; allein eben so bestimmt läßt sich aus den Schädeln der Huanka's und Chinchas erweisen, daß sie durch künstliche Manipulationen entstellt sind. Die Schädel der Hallischen Sammlung lehren das unzweifelhaft. Somit fällt denn die oben geäußerte Vermuthung, als ob künstliche Deformitäten zu natürlichen werden könnten, insofern wenigstens fort, als sie sich auf den Bau der Aymara's stützt; denn deren Schädel ist nicht künstlich zugerichtet, sondern ursprünglich von Jugend auf so gebildet gewesen, wie er im Alter erscheint.

bloß den Schädel, auch die weichen Theile des Gesichtes, suchen amerikanische Völkerschaften sonderbar zu entstellen, indem sie dabei eben so wenig Geschmack an den Tag legen. Die Botokuden, deren durchbohrte Ohren oder Lippen große Holzscheiben umschließen, sind ihrer häßlichen Physionomie wegen bereits allgemein bekannt geworden. Auch das bei vielen Stämmen übliche Bemalen der Haut mit rother Farbe kann hierher gezählt werden; doch darf man nicht dieser Gewohnheit das allgemein rothfarbige Ansehen der Amerikaner zuschreiben, wie einige Schriftsteller uns glauben machen wollen; ihre röthliche Hautfarbe ist eine durchaus natürliche, welche die Kunst nur unterstützt, keineswegs hervorgebracht hat. Daß diese rothe, von Morton wohl am richtigsten zimmtbraun genannte Farbe nicht bei allen Nationen gleich stark entwickelt ist, — wer wird sich darüber wundern, der die mannigfaltigen Farbenmüancen der östlichen Rassen kennt? — doch allgemein wird man zugeben müssen, daß die Farbenschwankungen der Amerikaner ungleich geringer sind, als die der östlichen Nationen. Amerikaner werden nie schwarz wie Neger, oder weiß wie Europäer; sie schwanken nur zwischen einem dunkleren und helleren Zimmtbraun, das bisweilen ins Kupferige, bisweilen mehr ins Fleischrothe hinüberspielt. Merkwürdiger Weise erscheinen die tiefsten Färbungen bei den nördlichen und südlichen Stämmen, zumal bei den Kaliforniern und Patagonen, während gerade die mittleren, fast unter dem Aequator ansässigen Stämme der Borroa, Guaikas, Arikon die hellsten sind. — Gesetzmäßiger als diese Farbenverschiedenheiten scheinen gewisse Schwankungen der Gesichtszüge zu sein. Man weiß ziemlich allgemein, daß die alten Merikaner durch eine große, stark gebogene, der altrömischen nicht unähnliche, nur etwas fleischigere Nase sich auszeichneten, und erkennt diesen Hauptzug ihrer Physionomie nicht nur an den noch jetzt lebenden Nachkommen, sondern auch auf den Baudentmalen und den mit Bildern gezierten Manuscripten, welche sich aus der früheren Kulturepoche des merkwürdigen Volkes bis auf unsere Tage erhalten haben. Diese Nasenform ist aber keineswegs den Merikanern allein eigen, sondern sie findet sich auch bei den Peruanern und den meisten nordamerikanischen Völkerschaften, besonders denjenigen, welche früher die südlichen und östlichen Theile der vereinigten Staaten bewohnten. Dagegen fehlt die bemerkte Nasenform sowohl den Nord-Polarvölkern, den Eskimos, als auch dem größten Theile der Südamerikaner, namentlich den Bewohnern Brasiliens, den Patagonen, Feuerländern und Ureinwohnern Chilis. Diese Völkerschaften haben vielmehr eine ziemlich gerade, stumpfe, unten breite, sehr bauchige Nase von ebenfalls

beträchtlicher Größe, während die Eskimos eine sehr kleine, eingezogene, nur unterhalb aus der Gesichtsläche vorspringende Nase besitzen. Eine solche Nasenform weicht aber so auffallend von der aller anderen Amerikaner ab, daß Morton sich genöthigt sieht, die Eskimos von der amerikanischen Rasse auszuscheiden und mit der mongolischen zu verbinden. Der große, nach hinten ziemlich lang ausgezogene, an der Stirn niedrige Kopf, die große Breite und Abplattung des Gesichts, die kleinen schwarzen Augen, der kleine runde Mund, die Anlage zur Wohlbeleibtheit, welche den Amerikanern durchweg mangelt, und eine weißere Hautfarbe rechtfertigen seine Annahme, die übrigens von den amerikanischen Völkerschaften selbst gehegt wird. — Daraus ergibt sich auch zur Genüge, daß die amerikanische Rasse nicht aus Asien eingewandert ist, wie einige Schriftsteller angenommen haben; die durchgreifende Verschiedenheit, welche zwischen den Mongolen und Amerikanern stattfindet, widerlegt die Annahme hinlänglich, selbst wenn wir auf den Mangel positiver Zeugnisse kein Gewicht legen wollten. Morton hat umständlich dargethan, daß jene asiatische Einwanderung durch kein für sie sprechendes Faktum wahrscheinlich gemacht werden könne; daß vielmehr eine solche Einwanderung höchstens für die Eskimos zulässig sei, und daß die Ähnlichkeit im Bau ihrer Sprache mit den amerikanischen Idiomen auf späterer Annahme mittelst langjähriger Verkehrs beruhen möge. Dagegen ist er geneigt zu glauben, daß die drei civilisirten Nationen des mittleren Amerikas, die Mexikaner, Nuykas (im heutigen Bogota) und Peruaner, zu einer besonderen Familie des großen amerikanischen Stammes gehören, welche er die Toltekanische nennt; daß diese Familie vom untern Mississippi in Mexiko eingewandert und hier geblieben sei, bis sie ums Jahr 1050 n. Chr. von dem wilderen Geschlecht der Azteken verdrängt und südwärts gegen Bogota und Quito getrieben wurde, um auch über diese Gegenden bis Peru hinab, eine höhere Gesittung zu verbreiten. Die Auswanderer waren die Inkas, von denen die Peruaner ihren Kulturzustand herleiten, die als Eroberer daselbst eindrangen. Ihr Regiment, obgleich streng despotisch, scheint doch milder gewesen zu sein, als das der Menschen opfernden Azteken; dafür zeugt die Liebe und aufopfernde Hingebung, mit welcher das Volk am Geschlechte seiner Beherrscher hing, und mit welcher es ihm noch jetzt, nach 300 jähriger Knechtschaft zugethan ist. — Mit Ausnahme dieses matten durch die Tolteken verbreiteten Lichtes von etwa fünf Jahrhunderten, ist die amerikanische Rasse in die Nacht der Barbarei versunken geblieben, und hat selbst durch den langen Verkehr mit dem gebildeten Europa keinen Aufschwung

gewinnen können. Mag ein Theil der Schuld, ja selbst der größere, auf die Europäer fallen, insofern es eine edlere Aufgabe für sie war, schlummernde Keime zu wecken, als leicht vergängliche Blüthen zu brechen; aber nimmermehr wird man die amerikanische Rasse von einer großen, fortbauenden Gleichgültigkeit gegen die höhere Bildung freisprechen und es nie übersehen können, daß Nationen, welche den Drang nach geistigem Leben in sich tragen, nicht vor dem feindlichen Neuseren der ihnen nahenden Bildung zurückweichen, sondern den Kampf mit ihr zu bestehen wissen, bis sie geläutert aus demselben hervorgehen. Aber in den Amerikanern hat die sie umgebende Kultur keinen anderen Reiz geweckt, als den der Sinnlichkeit; ihren Freuden im Uebermaß ergeben, können sie nie inne werden, daß der wahre Genuß auf der Arbeit ruht, und daß nur Derjenige, welcher sie nicht scheut, zu dauernden Freuden gerechte Hoffnungen habe. —

II. Am nächsten schließt sich durch die bereits erwähnten Eskimos die Mongolische, von Prichard die Turanische genannte Rasse an die amerikanischen Völkerschaften. Entschieden kubische Schädelformen mit dicken, aber eben nicht sehr soliden Knochen, ein breites, flaches Gesicht mit niedriger Stirn, kleine schief gestellte, am Innenwinkel herabgezogene Augen, eine kurze, am Grunde niedrige, am Ende breite Nase, stark hervortretende scharfkantig abfallende Backenknochen, ein kräftiges, etwas vortretendes breites Gebiß, ein ebenfalls geringer Bart beim Manne am kurzen Kinn und schwarze schlaff hängende Haare bilden, in Verbindung mit gelblicher, bald der braunen, bald der weißen mehr genäherter Hautfarbe, die Hauptmerkmale dieser durch kleine, oft untersehte, aber volle, zur Fettbildung geneigte Statur ausgezeichneten Rasse. Zu ihr gehören die Bewohner des mittleren wie östlichen Asiens, und wahrscheinlich auch alle benachbarten Nord-Polarvölker, versteht sich mit Ausschluß derer, die nachweislich aus anderen Gegenden in dies Gebiet eingewandert sind. Sie stellen in dieser weiten geographischen Verbreitung noch mancherlei verschiedene Gruppen dar, unter denen die eigentlichen Mongolen mit den Kalmücken und Buräten im Innern Hochasiens als die entschiedensten Typen der Rasse hervorrage, während im äußersten Süden die Chinesen, als die geistig entwickeltste Nation des mongolischen Stammes, sich den Malayen im Körperbau nähern. An die Chinesen schließen sich nordwärts die Koreaten, ostwärts die Japaner, durch welche der mongolische Typus auf die Bevölkerung der Kurilen und Aleuten übergeht und von da nach Amerika zu den Eskimos sich ausdehnt. Auf dem Festlande Asiens verbreiten sich die Kamtschadalen, Tungusen und Samojeden als mongo-

lische Völker bis nach Europa hin, und stoßen hier an die Tschuden und Lappen, welche letztere einige Beobachter ebenfalls noch den Mongolen beizählen, obgleich ihre Verbindung mit den tartarisch-kaufasischen Völkern richtiger zu sein scheint. Auf jeden Fall aber findet eine nahe habituelle Verwandtschaft zwischen ihnen und den benachbarten mongolischen Stämmen statt.

III. Die große Völkerfamilie, welche Blumenbach mit dem Namen der kaukasischen belegte, zeichnet sich vor allen übrigen durch die reinsten Typen des Menschengeschlechts aus, und wird schon des Umstandes wegen von den Naturforschern, welche die mythische Abstammung von Einem Paare vertheidigen, für die Urform des Menschen erklärt. Ovale Schädelbildung, eine meist hohe gewölbte Stirn, ein abgerundeter Hinterkopf, große offene Augen, eine gerade Nase ohne stark klaffende Flügel, senkrecht gestellte Zähne, ein starker Bart beim Manne, ein senkrechttes Kinn, und weiche glatte oder großlockige Haare bilden, mit dem schönen Ebenmaß aller anderen Körpertheile unter sich, die hauptsächlichsten Erkennungszeichen derselben. Weniger bestimmt ist daneben die Farbe. Zwar tritt bei den reinsten Typen der Kaukasier eine röthlich weiße Haut auf, allein nur wenige Völkerschaften behalten sie; bei den vielfach vermischten südlichen Nationen des kaukasischen Stammes, zumal da, wo sich derselbe den Negerstämmen nähert, wird die Hautfarbe braun, und selbst so dunkel, daß sie einzelnen Nationen der genannten Rasse gleichkommt. Mit dieser Farbe der Haut harmonirt innig die Färbung der Haare und des Augensterns. Rein weiße Kaukasier haben blonde oder röthliche Haare mit blauen Augen, bei den intensiver gefärbten Völkern stellen sich braune Haare, dann schwarze Haare mit braunen Augen, zuletzt ebenfalls schwarze Augen ein. Auf dieser Stufe ist die Aehnlichkeit mit den Südseeinsulanern oder gewissen äthiopischen Völkern unverkennbar. Eine solche Mannigfaltigkeit darf uns jedoch nicht überraschen, wenn wir an die früher besprochenen Gesetze der geographischen Verbreitung und ihren Einfluß auf die Organismen denken, mithin berücksichtigen, daß die kaukasischen Nationen gerade in der Richtung über die östliche Halbkugel sich verbreiten, in welcher hier die größten Differenzen der Organisation neben einander hervortreten. Denn sie bewohnen den ganzen mittleren Theil der östlichen Kontinentalmasse, vom äußersten Westen bis zum äußersten Süd-Osten, und gehen noch auf die angeschlossenen großen Kontinentalinseln des Sunda-Archipels, selbst weiterhin auf die australische Inselwelt über. Es gehört demnach zu den Kaukasiern die Bevölkerung von ganz Europa, von Afrika im Küstengebiet des Mittel-

meeres und von ganz Asien bis an das östliche Hochland der Mongolen. In dieser weiten geographischen Verbreitung reihen sich die Farbenverschiedenheiten so an einander, daß die rein weißen Nationen im äußersten Westen, die braunen Stämme im Süd-Osten und Süden überhaupt ansässig sind, während der Uebergang zwischen beiden ziemlich in die Mitte des ganzen Landstriches, also etwa in das Quellland des Ganges und Indus fällt. Allein diese Angaben gelten nur für die ursprünglichen Bewohner, nicht eben so bestimmt für die heutige, durch vielfache Vermischung und Kulturgrade veränderte Bevölkerung. Beide Momente bewirken Schwankungen in der äußeren Erscheinung eines Volkes, welche immer die zarteren Eigenthümlichkeiten zerstören, die markirten kräftigeren Eigenschaften hervorheben. Daher mag es kommen, daß blonde Nationen gewöhnlich unter beiden Einflüssen ihre äußere Gleichheit verlieren, und aus der gelben Haarfarbe in die braune, selbst in die schwarze überspringen; wobei zugleich die Augen ihre rein blaue Färbung in eine grauliche, bräunliche oder braune umtauschen, indessen doch nicht so leicht, wie das Haupthaar sich ändern. Noch langsamer ändert sich die Farbe der Haut, sie ist constanter als jene beiden Farbenflächen, und giebt uns bessere Aufschlüsse über das ursprüngliche typische Colorit eines ganzen Volkes. —

Unter solchen Umständen ist es mißlich, nach der Färbung bestimmte Gruppen unter den Kaukasern festzusetzen, vielmehr hat man mit mehr Erfolg sprachliche Grundverschiedenheiten dabei berücksichtigt. Nach ihnen lassen sich zuvörderst drei große Familien der Kaukasier aufstellen: es sind die Indogermanen, die Semiten, und die Berbern, als die ursprünglichen Bewohner am Mittelmeere und seiner Nachbarländer. Zu den Indogermanen, welche Prichard vielleicht passender die iranische Familie nennt, gehören die Urbewohner Europas, die Celten, Pelasger, Germanen und Slaven, nebst den asiatischen Völkern der Meder, Perser und Indier, soweit letztere das Sanskrit reden, welche Sprache in den Idiomen aller genannten Völker mit ähnlichen Typen wiederkehrt und als Mutter- oder Stammsprache der Indogermanen betrachtet wird¹⁴⁾. — Die Semitische Familie umfaßt alle Nationen zwischen dem persischen Meerbusen und dem rothen Meere nebst den Bewohnern des Stromgebiets der Flüsse, welche dahin münden; dehnt sich aber durch die Kolonien der Araber und Phönicier über einen Theil des

14) Man vergl. den Artikel: Indogermanischer Sprachstamm von Pott, in Ersch's und Gruber's allgemeiner Encyclopädie II. Sect. Bd. 18.

benachbarten Afrika's aus. Araber, Hebräer und Syrer in der Gegenwart, Assyrer, Babylonier und Chaldäer im Alterthum sind die Völker, welche diesem Sprachstamme angehören, und die welthistorische Bedeutung desselben durch die Tiefe seiner religiösen Anschauungen beurfunden. Aber abgeschlossen in ihrer Ansicht und anmaßend hat die semitische Individualität eben deshalb einem despotischen Staatswesen zu allen Zeiten willig gehorcht, ohne die aufopfernde Liebe und Duldung zu kennen, welche als die wahren Grundlagen einer Weltreligion zwar aus ihrem Schooße erwachsen, allein erst in der freieren sittlichen Natur der Germanen ihren eigentlichen Boden fanden. — Die Berbern bildeten die dritte kaukasische Völkerfamilie am Mittelmeere, wurden aber im Laufe der Zeiten von den benachbarten semitischen oder iranischen Nationen fast ganz vertilgt, so daß sie heute nur in den dürftigen Nesten der Kabylen und Kopten sich erhalten haben. Ihre Hautfarbe war etwas dunkler, als die der meisten Semiten oder Iranen, mehr bräunlich, selbst kupferig, und scheint dann dem Kolorit der Hottentotten einigermassen geglichen zu haben; aber ihr schwarzes Haar war nicht kraus, wie Herodot und einige alte Schriftsteller angeben; die Untersuchung der Mumien hat schlechte Haare nachgewiesen. Sie mögen sich ursprünglich über den ganzen nordafrikanischen Küstenrand ausgebreitet und östlich wie westlich an den Rändern des Kontinents südwärts fortgepflanzt haben. In den alten Aegyptern erreichte der Stamm seine höchste Blüthe; wie es scheint ganz aus sich selbst, ohne die Einwirkung fremder, zumal indischer Kolonien, obgleich die große Aehnlichkeit vieler Einrichtungen beider Völker eine nahe Beziehung derselben zu einander lange Zeit sehr annehmbar machte. Richtiger ist es wohl, nationale Grundähnlichkeit zwischen ihnen vorauszusetzen, für beide auch in ihrer physischen Natur ähnlichen, weichen, bildsamen Stämme denselben Entwicklungsgang anzunehmen, und daraus die gleich abgeschlossene, von einer einzigen Rasse getragene, despotische Kultur zu folgern. Unfähig bei solcher Anlage und Ausbildung dem Drange weltstürmender Eroberer zu widerstehen, sind die Berbern seit zwei Jahrtausenden ein leichter Spielball derselben gewesen, und haben uns wenig mehr von ihrem früheren Dasein hinterlassen, als jene großartigen Trümmer im Niltal, welche die Nachwelt bewundert, ohne die Zwecke sicher zu kennen, denen sie einst im Zeitraume des Glanzes gedient haben. —

Noch zwei Volksstämme mit ovaler Schädelbildung schließen sich als östliche Glieder des kaukasischen Typus an die eben betrachteten drei westlichen: der Malayische und Scythische. —

Die Malayen sind bräunlich von Farbe, bald heller als die Berbern, bald ebenso dunkel; sie haben zierlich gebaute, aber meistens nicht sehr große Körper, rundliche Schädel, lange schwarze glatte oder groblockige Haare, schmale Augen, nach unten breite Nasen und mäßig dicke Lippen. Sie gleichen durch diese Eigenschaften manchen mongolischen Stämmen, zumal den Chinesen, mit welchen die zunächst anwohnenden malayischen Völker seit alter Zeit in vielfachem Verkehr stehen, ohne ihrer Botmäßigkeit unterworfen gewesen zu sein. Von der Halbinsel Malaccas über Sumatra, Java, Borneo, die Philippinen und Molucken sich ausbreitend, stellen sie auf diesen Inseln die besondere westliche Unterfamilie der ächten Malayen dar, zu welchen die Bewohner Neuseelands und der ferner gelegenen australischen Inselgruppen, als zweite östliche Unterfamilie der Oceanier hinzukommen. Im Sprachbau, trotz so weiter Zerstreuung, gleich große Verwandtschaft zeigend, wie im äußeren Ansehen, sind die Oceanier ebenmäßiger, schlanker, kräftiger, namentlich muskulöser gebildet und brauner gefärbt, als die eigentlichen Malayen; und wie sie ihnen durch solche Eigenschaften körperlich vorangehen, so scheinen sie dieselben auch an Geisteskraft zu übertreffen. Höchst erregbar und beweglich, vermöge ihrer vom Meere allseitig umflossenen Heimath, zeigen die Malayen nicht geringe Anlagen für höhere Bildung und Gesittung, aber die Leichtfertigkeit ihres Wesens und die Genussucht hat bis jetzt eine dauernde Kultur bei ihnen unmöglich gemacht. Während der vordringende Muhamedanismus in seiner fanatischen Form die eigentlichen Malayen in ihrer Entwicklung lähmte und zur Unterjochung vorbereitete, als später europäische Handelsvölker auf den zugänglichen Inseln sich ansiedelten; hat eben derselbe Umstand in den Oceaniern die schlummernden Keime der Bildung geweckt, und das schnell erfasste Christenthum ihre natürlichen Anlagen schon mehr geregelt. Gegenwärtig noch unter der Vormundschaft Europas stehend, mögen sie vielleicht bald zu einem eigenen Volksthum erstarken; besonders wenn sie die Freundschaft der Europäer noch richtiger würdigen, und die Selbstsucht, welche hinter Wohlwollen sich versteckt, gehörig von demselben unterscheiden. Denn leider hat nicht ein reiner Trieb der Bekehrung und Besserung allein die Europäer zum Verkehr mit diesen Insulanern bestimmt, vielmehr war es ihre glückliche Lage mitten im Weltmeer, welche sie zu ihnen führte. So mit den rohesten Formen der Civilisation zuerst bekannt geworden, können wir es nur beklagen, daß ein Volk, dessen natürliche Lebenswürdigkeit alle Besucher entzückte, zugleich Versucher unter ihnen fand, und nicht, wie es sein sollte, mit dem besseren Glauben auch die bessere Sittlichkeit an ihnen

femen lernte. — Ganz anders zeigt sich der scythische Volksstamm; als eingeborener Sprößling eines wilden und rauhen Bodens war Rohheit sein natürliches Erbe. Von den Steppen des innern Asiens her über den größten Theil Sibiriens und den Norden Europas sich ausdehnend hat diese wilde Horde, wohin sie sich wandte, Zerstörung und Schrecken um sich verbreitet; indem sie den milden Künsten des Friedens eben so abhold zu sein scheint, wie sie genussüchtig in ihren Begierden ist. Und dennoch kann selbst bei ihr der menschliche Leib eine hohe typische Vollendung erreichen, wetteifernd in der Wirklichkeit mit den Idealen, welche die griechischen Künstler uns aufgestellt haben. Aber nur wenigen, um das Centralgebiet ansässigen Stämmen am Kaukasus bis jenseits des Aralsees hin, den Tscherkessen und den Türken, ist diese körperliche Vollendung gegeben, die nördlichen Verzweigungen haben sie nicht mehr, sondern ähneln theils mongolischen, theils slavischen Gestalten. Zu ihnen gehören die Jakuten im Osten, die Lappen und Finnen ¹⁵⁾ im Westen, die Tataren, Kirgisen und Usbeken in der Mitte. Auch die Magyaren, welche quer durch die slavischen Stämme bis nach Ungarn vordrangen, wie weiland Attila mit seinen mongolischen Hunnen ¹⁶⁾ durch die Tataren, gehören zur scythischen oder tschudischen Völkerfamilie.

IV. Wie die eben betrachteten kaukasischen Völker in einer deutlichen Beziehung zu den Mongolen stehen, so reihen sich unmittelbar an die früher geschilderten Berbern die äthiopischen Nationen, indem sie ihnen in gleicher Weise mit körperlicher wie sprachlicher Ähnlichkeit nahe treten. Die allgemeinen Eigenschaften dieser vierten Rasse sind am vollständigsten im Neger ausgeprägt, dessen schwarze Farbe, wolliges krauses Haar, schmale Stirn, kurze, unten breite Nase, vorspringendes Gebiß, mehr vor-

15) Prichard hat kürzlich nachgewiesen, daß die körperliche Verschiedenheit der Finnen und Lappen durchaus nicht größer ist, als ihre sprachliche; mithin beide sehr wohl zur kaukasischen Rasse gehören können. *Prichard's neue Notizen* Bd. 34. S. 308. — *Regis* bestätigt diese Ansicht insoweit, als die Schädelbildung beider Völker auf einen Grundtypus, den der brachycephalae orthognathae, sich zurückführen läßt, und darin mit den slavischen, tschudischen und jakutischen Völkern übereinkommt. Die Lappen hält er für Ureinwohner Skandinaviens, die Finnen für Abkömmlinge der alten Scthyn, welche ursprünglich Süd-Rußland bewohnten und erst später durch die Germanen oder Slaven nach Norden gedrängt wurden. Vor ihnen hatten Lappen das heutige Finnland inne.

16) Ob die Hunnen wirklich Mongolen waren, oder nicht vielmehr Tataren, ist keineswegs ausgemacht.

getriebene flache als aufgeworfene Lippen, lange Arme mit schmalen Händen, aber kürzere Beine mit schwachen Waden und Plattfüßen eine durchaus eigenthümliche, in manchen dieser Eigenschaften an die Affen mahnende Physiognomie ergeben. Zu dieser Rasse gehören alle afrikanischen Völker südlich von der Sahara, welche sich in drei große Familien der Neger, Kaffern und Hottentotten theilen; aber außerdem noch die weit von ihnen abgesonderten Papuas oder Küstenbewohner der Inselgruppen im Norden Neuhollands. Die eigentlichen Neger bewohnen Mittelafraka, von Senegambien bis nach Nubien, und zerfallen in zahlreiche Völkerschaften mit bald mehr brauner, bald tief schwarzer Hautfarbe. Alle haben die auffallend schmale Stirn, überhaupt das schmale Gesicht mit der seitlich zusammengedrückten elliptischen Schädelbildung und eben deshalb einen relativ etwas kleineren Hirnkasten, welche Annahme jedoch Sömmerring, der genaue Anatom des Negerhirnes, wieder in Abrede stellt. Ihre Augenhöhlen sind groß, aber nicht sehr tief, daher die Augen mehr vorspringen, und ihr Bart ist schwach, wie bei allen Afrikanern. Es ist eine rohe, noch ganz ungebildete, von zügelloser Leidenschaft beherrschte Völkergruppe, diese Negerwelt; obgleich, seit sie von Aegypten und Nubien aus zum Islam bekehrt worden, eine etwas bessere Sitte bei ihr sich geltend gemacht hat. Aber auch in dieser Form gehören die Neger zu den wildesten Menschen, bei denen ihr alter religiöser Kultus, der Fetischdienst, welcher in jedem beliebigen Aufendinge eine finstere und unheil schwere Macht anerkennt, in seinen Wirkungen noch nachhallt, oder gar bei manchen Stämmen fortbauert. Von den Europäern seit Jahrhunderten als Sklaven gekauft, hat ein so unmenschlicher Handel nur dazu beigetragen, das arme Volk in seiner Rohheit zu unterstützen, zumal da auch der Menschenmord nicht nur kein Verbrechen in ihren Augen ist, sondern umgekehrt als Sühnopfer für die Gottheit und die Fetische in Masse gefordert wird. So treibt sie ihre religiöse Ansicht von selbst zum Menschenraube, und die natürliche Wildheit hat in dem reichen Erwerbe, den das Geraubte verspricht, eine desto sicherere Stütze gefunden. Nicht bloß daß Könige, wie sie sich nennen, ihre Unterthanen feil bieten, selbst die Eltern treiben ihre Kinder zu Markte und verkaufen sie für wenige Tuchstreifen an Sklavenhändler. Indes auch über diese Selbstsucht hat der allmächtig fortschreitende Geist der germanischen Völker endlich gesiegt und die Schmach erkannt, welche vor Allem den Freien trifft, der den Unfreien als Waare behandelt; statt den Keim der Aufklärung, welcher in allen Menschen gleichmäßig wurzelt, in ihm zu wecken und zu beleben. — Die Kaffern oder Kafirs

haben das mittlere Afrika unterhalb des Aequators inne und dehnen sich an der Ostküste weiter nach Süden bis zur Weihnachts-Bai (Port natal) hin aus. Sie sind nicht so wild, wie die eigentlichen Neger, allein bis jetzt ebenfalls noch völlig unkultivirt. Ein hoher kräftiger Wuchs, eine nicht ins Rußbraune spielende, vielmehr bronze-braune oder reiner schwarze Farbe, eine größere Nase mit erhabenem Rücken und eine höhere Stirn zeichnen sie physisch aus. Ihre Sprache verräth einige Beziehung zum Koptischen, und unterscheidet sich schon dadurch von den eigentlichen Neger-sprachen; dabei ist ihr Ton wohlklingend und ganz ohne das widrige Schnalzen, welches den Hottentotten sogleich anzeigt. Ihre Physiognomie hat etwas Edles, Europäisches, und ihr Benehmen ist imponirend. Sie zerfallen übrigens, gleich den ächten Negern, in zahlreichere kleinere Völkerschaften, von denen die Anakofas an der südlichen Küste die bekanntesten, die Betschuanen im Innern die schönsten sind. — Als besondere Eigenheit ist noch der Gebrauch des Tättowirens bei Kaffernationen zu erwähnen, während er bei den ächten Negern nicht vorzukommen scheint. —

Die Hottentotten bewohnten ursprünglich die ganze Südspitze Afrikas und die benachbarten Gegenden der Westküste, jetzt sind sie von der im Kaplande ansässigen europäischen Bevölkerung auf die letztgenannten Gegenden beschränkt worden. Sie unterscheiden sich von den übrigen Neger-stämmen leicht durch ihre hellere kupferbraune Farbe, ihren kleineren schwächeren Körperbau, ihre auffallend schmalen Hände und Füße, ihre schmalen, nach innen abwärts geneigten Augen und ihre mehr rundlichen Schädel. Dadurch erinnern sie an die Mongolen. Auch sprachlich von den Kaffern, wie von den ächten Negern gleich stark abweichend, bilden die Hottentotten einen sehr armseligen, aber gut gearteten Menschenschlag, dessen fast thierische Verkümmern, wie sie in den wasserlosen Einöden nördlich von den Grenzbergen der Kapkolonie bis zum Orange-Fluß unter der Form der Buschmänner dem Reisenden begegnet, an die äußersten Grenzen der Menschheit streift. Merkwürdig, daß gerade dieses Volk auch die eigenthümlichsten physischen Sonderbarkeiten uns darbietet, nämlich eine polsterförmige Entwicklung des Gefäßes bei den Frauen, und eine unter dem Namen der Hottentottenschürze bekannte Verlängerung ihrer inneren Schamlippen, welche jedoch dem Grade nach bei verschiedenen Individuen großen Schwankungen unterliegt und von den meisten älteren Beschreibern übertrieben angegeben worden ist. Daß diese dem fettreichen Zellgewebe der genannten Theile angehörige Entwicklung in derselben Erdgegend vorkommt, in welcher die Schaafse ein enormes Fettpolster am Schwanz bekommen, ist

gewiß höchst beachtenswerth, und zeugt für die gleiche Wirksamkeit besonderer äußerer Beziehungen auf den Menschen, wie auf die Thiere. — Endlich die Papuas oder australischen Neger erscheinen äußerlich in einer den ächten Negern durchaus ähnlichen Form als die Küstenbewohner auf Neu-Guinea, das davon seinen Namen erhielt, und den benachbarten östlichen Inselgruppen in der Richtung bis nach Neu-Caledonien und den neuen Hebriden hin; kamen aber sonderbarer Weise auch auf Van-Diemensland vor, von wo sie jedoch durch die europäischen Ansiedler bereits verdrängt worden sind. Ihr Ansehen unterscheidet sich von dem der afrikanischen Neger nur durch längeres, dickeres, aber ebenfalls wollig gekräuseltes Haar, dem sie durch künstliche Bearbeitung eine perückenartige Form geben, indem sie es in die Höhe ziehen. Ihre Nase ist sehr breit und platt, und gewöhnlich, wenigstens bei den Männern, unten durchbohrt, um Zierrathe darin zu tragen; die Lippen sind dick, aber nicht gerade aufgeworfen; die Stirn wölbt sich höher als bei ächten Negern, und gleicht dem Kaffertypus; die Schädelbildung aber ist nicht mehr elliptisch, sondern rundköpfig, obgleich die Papuas das weit vortretende Gebiß der ächten Neger behalten haben. Von den geistigen Zügen dieser Menschen läßt sich nicht viel Rühmlisches berichten, alle Reisende schildern sie als äußerst wild und mörderisch, die jeden Ankömmling, der sie nicht in Schrecken zu halten weiß, umbringen und verzehren. Unter diese Unmenschen gerieth der unglückliche La Peyrouse, als er bei Vanicoro, einer Insel des St. Cruz Archipels, mit seiner ausgesuchten Mannschaft strandete, und theilte das Loos aller Schiffbrüchigen, welche den Papuas in die Hände fallen; wenn nicht, wie es wahrscheinlicher ist, das feindliche Element sie alle den Kannibalen entriß, und ihnen einen sanfteren Tod gab. —

V. Nachdem wir in den vorhergehenden vier Rassen des Menschengeschlechtes fast alle Nationen der Erde unseren Lesern übersichtlich vorgeführt haben, bleibt uns als eine besondere Form noch die Urbbevölkerung Neuholands übrig, deren Eigenschaften eben so merkwürdig sind, wie die organischen Eigenthümlichkeiten ihres Heimathsgebietes. Sie haben nämlich die rufschwarze Haut der Negernationen, selbst die schmale elliptische Schädelbildung, das weit vorragende Gebiß mit den dicken, nicht aufgeworfenen Lippen und die breite Nase, unterscheiden sich aber von ihnen durch rauhes schlichtes oder leicht gekräuseltes, nicht sehr langes, nie wolliges Haar, merkwürdig dicke Bäuche, stark behaarten Rumpf, und eine ganz auffallend affenartige Schlankheit der Glied-

maßen ¹⁷⁾. Sie ist um so widerlicher, als die breite herabhängende Nase, welche die Neuholländer, gleich den Papuas, zu durchbohren und mit Zierrathen zu verunstalten pflegen, nebst der angegebenen Lippenbildung und Behaarung diese Aehnlichkeit noch unterstützt, und zu einer wahrhaft überraschenden macht, so daß allerdings diese Völker, ohne die wesentlichen Charaktere der Menschheit zu verlieren, ganz deutlich an das menschliche Zerrbild des Affen mahnen. Von ihrer geistigen Schwachheit wissen die Reisenden eine nicht minder traurige Schilderung zu geben. Ohne alle bestimmten Wohnsitze streifen sie sparsam vertheilt auf abgeschlossenen Jagdgebieten der verschiedenen Stämme in den lichten Waldungen ihres Continents umher, hier oder an der Küste ihre kärgliche, fast ausschließlich dem Thierreiche entnommene Nahrung sich suchend; denn der Mangel esbarer Früchte ist in Neuholland überall gleich groß. Dadurch auf eine besondere Jagdgewandtheit angewiesen, wissen sie den Speer und die Keule, ihre einzigen Waffen, mit Geschicklichkeit gegen Menschen und große Thiere, besonders die Känguruh's, zu benutzen, verschmähen aber in Ermangelung dieser kein anderes Geschöpf, dessen sie habhaft werden können. Ihre Kleidung besteht lediglich aus Känguruhfellen, von welchen zumal die Weiber größere um den ganzen Leib wickeln, während Männer und Kinder kleine Häute schurzartig vorbinden. Zum Schmuck ihres Körpers schneiden sie symmetrische Streifen oder Ringe in die Haut, deren gefärbte Schwielen gegen das kunstreiche Tättowiren der ozeanischen Völker sehr abstechen, und die geringeren Anlagen der Neuholländer deutlich verrathen. Von religiösen Vorstellungen und Gebräuchen hat man bis jetzt keine Spur bei ihnen wahrgenommen; und ihre Sprache scheint eine der unvollkommensten zu sein. Die Verba z. B. sollen nur als Infinitiva existiren, und die Zählung reicht nicht über 7 hinaus; sie wird lediglich durch die Zahlen 1 und 2 bewirkt, indem aus ihnen durch Addition die höheren Zahlen gebildet werden; was über 7 geht, ist „ungeheuer groß“ und wird stets durch ein und dasselbe Wort bezeichnet. —

Uebrigens scheint eine dem neuholländischen Stamme durchaus ähnliche Bevölkerung auch im Innern von Neu-Guinea vorzukommen, und sich von den kraushaarigen Papuas der Küsten, mit denen sie in immerwährender Fehde lebt, wohl zu unterscheiden. Unter den Namen der Endamenen und Mairassies haben Reisende diese Völkerschaften an-

¹⁷⁾ Man vergl. die ausführliche Schilderung von G. Kōler im Monatsbericht der Berliner geogr. Gesellsch. III. 43 ff. und neue Folge I. 34.

geführt, bis jetzt aber nur ein unvollständiges Bild von ihnen entworfen, weshalb wir auf ihre genaue Charakteristik Verzicht leisten müssen. So viel steht jedoch fest, daß die Bevölkerung im Innern der großen Sunda-Inseln, welche man als Alfures und Horafors von den malayischen Küstenbewohnern unterschied, nicht hieher gehört, sondern den ächten Malayen am nächsten kommt, und mit ihnen zu derselben Haupttrasse gezählt werden muß¹⁸⁾.

Indem wir mit diesen häßlichsten und dem Ideal künstlerischer Vollkommenheit am wenigsten entsprechenden Formen des Menschengeschlechtes die Uebersicht seiner wichtigsten organischen und nationalen Verschiedenheiten beschließen, sind wir zugleich an das Ende unserer ganzen Betrachtung gelangt. Von dem nebel förmigen Ursprunge des Weltalls anhebend, sahen wir die Gestaltung und zeitliche Vollendung desselben nach allgemeinen, der Materie imwohnenden Kräften vor sich gehen; wir sahen diese Kräfte mit einander in Streit gerathen, und die gewaltigen Störungen, welche daraus entsprangen, zur Weiterbildung des Ganzen wie des einzelnen Planeten wesentlich beitragen. Als vermittelt solcher Kämpfe auf der Oberfläche unseres Planeten Meer und Land neben einander bestanden, nahm der organische Proceß seinen Anfang; aber Aenderungen in dem Verhältniß beider Oberflächenbestandtheile zu einander bewirkten wiederholte Umwälzungen, welche die jedesmalige organische Welt vernichteten und die Entwicklung einer anderen, theilweis abweichenden, in der neuen Erdepöche veranlaßten. Wie endlich auch diese Störungen ausgeglichen und die heutigen Oberflächenverhältnisse erreicht worden waren, erscheint der Mensch auf der Erde, die Krone der Schöpfung und ihr Herr, wegen des geistigen Lebens, der Selbstbetrachtung und sittlichen Freiheit, die sein unterscheidendes Erbtheil ausmachen. Durch sie zu einer selbstständigen Fortbildung und höheren geistigen Entwicklung befähigt, hat er sich je nach den Verhältnissen seiner Heimath und den mannigfachen Veranlassungen, welche aus ihm selber im Zusammenleben der Individuen entsprangen, dieses Vorzuges würdig gezeigt, oder nicht; er ist theils auf der ersten untersten Stufe fast thierischer Rohheit stehen geblieben, oder zu der intellektuellen, sittlichen und religiösen Ausbildung emporgestiegen, mit welcher als dem mühsamen Erwerbe von drei Jahrtausenden ausgerüstet, gegenwärtig die romani-

18) Ich beziehe mich besonders auf das kürzlich erschienene Werk meines Freundes F. Jung h u h n über die Batta-Länder auf Sumatra (Berl. 1846. 8. 2 Bde.), worin anhangsweise alle Völkerschaften der Sunda-Inseln behandelt sind.

schen, germanischen und slavischen Nationen dastehen. Obwohl zarteren Körperbaues als viele der übrigen Völkerschaften, zeichnen sich die genannten durch eine seltene Stärke ihres Geistes aus, und sind eben deshalb dazu berufen worden, die Herrschaft der Welt zu führen und das übrige Geschlecht zu leiten. Der Wettstreit, worin sie ihre Bestimmung, die geistigen Vorkämpfer der Menschheit zu sein, gebracht hat, ward für sie ein bleibender Sporn, die mühsam errungene Höhe weiter zu behaupten; aber auch oft die verheerende Gewalt, welcher sie theilweis schon erlagen und ferner erliegen werden, wenn sie die Mäßigung und Selbstbeherrschung, zu denen, als den natürlichen Grundlagen aller wahren Gesittung, ihre eigene Bildungsstufe sie auffordert, aus den Augen verlieren. Es sind diese Lehren des Christenthums, worauf sich seine Verheißung als Weltreligion gründet; eine Verheißung, die in Erfüllung gehen wird, sobald dasselbe von den Fesseln der Hierarchie und des Aberglaubens völlig befreit ist. Wenn dann die Liebe, welche die Duldung jedweder Anschauungsweise, so lange sie den sittlichen Boden nicht verlassen will, von uns fordert, als das Wesen ächter Bildung alle Klassen der Gesellschaft gleichmäßig durchdrungen hat, wird sich die Menschheit dem Ziele ihrer Aufgabe nahen, wandelnd vom Wahne erlöst im Lichte der Wissenschaft, die sie geboren, und gehoben vom Selbstbewußtsein der Freiheit, die sie errungen hat. Diese letzten, höchsten Güter sich zu bewahren, sie unveräußerlich im Sinne der Völker zu befestigen, und allseitig unter ihnen zu verbreiten; das wird die fernere Aufgabe derer bleiben, die sich derselben schon jetzt erfreuen. —